

DIE FACKEL

Nr. 244

WIEN, 17. FEBRUAR 1908

IX. JAHR

Selbsthilfe.

Vor ein paar Jahren noch hätte ich einfach gesagt, jeder Nekrolog, den die 'Neue Freie Presse' einem der Ihren hält, schaffe das Gefühl: wie gut, daß er das nicht erlebt hat! Die Toten der 'Neuen Freien Presse', hätte ich gesagt, sind noch nicht unter der Erde und müssen sich schon umdrehen. Ich hätte die Lumpenparade betrauert, mit der sich Herr Benedikt an dem Andenken seines toten Mitherausgebers rächt, der eine gewalttätige, geschmacklose und aufdringliche Methode der Bereicherung nicht geliebt und der die deutschböhmische Hausehre des Blattes über die volkswirtschaftlichen Interessen gestellt hat. Die unperspektivische Methode dieser Beileidsprotzerei hätte ich enthüllt, die einen Mistbauer auf einem Trauerwagen zeigt, der vor jedem Hause einer Stadt halten läßt und ins Tor hineinruft: Nichts zu kondolieren? Wöge die 'Neue Freie Presse' das Beileid, das ihr gespendet wird, anstatt es zu zählen, so wäre der Eindruck ein imposanterer: der zehnte Teil sähe nach mehr aus, man glaubte, zehntausend hätten kondoliert. So, da jeder Stiefelputzer genannt wird, zählt man nach, kriegt gerade noch tausend heraus und sagt sich, daß das kein allzu stattliches Gepränge ist. Besonders, wenn man bedenkt, daß tatsächlich jeder Mensch, der in einem österreichischen Wohnungsanzeiger steht, bloß seine Karte schicken muß, um am andern Tag seinen Namen in der 'Neuen Freien Presse' zu finden. Ich kann mir, so hätte ich damals gescherzt, das Entsetzen des überlebenden Herausgebers der 'Neuen Freien Presse' ausmalen, wenn ihm einmal, bei einem traurigen oder freudigen Anlaß, eröffnet würde, daß sämtliche Kundgebungen, die er aus der Leopoldstadt erhielt, von mir verfaßt waren und daß ich nur für die Teilnahme der Provinzen keine Verantwortung übernehme. »Es kondolierten uns noch Herr Parkas Steiner in Nagy—Körös und Herr Jakob Pocker in Husiatyn«. Das war kürzlich als Nachtrag zu lesen. Und kaum hatten wir uns von diesem Schlage erholt, wurde uns mitgeteilt, daß auch die Präsidentin und die Schriftführerin des Brigittenauer Israelitischen Frauenwohlthätigkeitsvereins kondoliert haben. Und kaum war dies geschehen, so ereignete sich etwas, worauf wir, selbst nach allem, was vorhergegangen war, nicht gefaßt sein konnten. In einer durch ihre Schlichtheit packenden Notiz wurde uns gemeldet, daß »auch cand. med. Herr Rudolf Taussig aus Prag, ein Neffe des Verblichenen, dem Begräbnis beigewohnt« habe. Er war vermutlich, als er seinen Namen in der Liste nicht gefunden hatte, in tiefe Trauer verfallen und hatte immer wieder ausgerufen: »Armer Onkel, jetzt bin ich eigens nach Wien zum Begräbnis gefahren und muß das erleben! Das wäre unter deiner Redaktion nicht möglich gewesen!« Eine verhängnisvolle Unterlassung, die umso unbegreiflicher war, als jene andere Liste, in der die Kränze der Neffen und Nichten aufgezählt waren, an Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Da lassen wir unter anderm: »Unserem einzig guten Onkerl in Liebe und

Dankbarkeit — Luigi, Lisel und Resel.« »Unserem lieben guten Onkerl in Liebe und Dankbarkeit Nandy, Resel und Berta.« »Unserem teuren, herzensguten, unvergeßlichen Onkel — Milly und Edi.« »Unserem lieben, guten Onkerl in treuer Liebe — Fritz und Mizzi.« »Meinem unvergeßlichen, einzig guten Schwager ... «

Genug! rufe ich jetzt, es ist genug des Unfugs! Wir wollen einem Weltblatt, das uns mit seiner Familienwärme und den Dünsten seiner Unkultur die Gehirne verpestet, ganz anders zu Leibe gehen, als zu einer Zeit, da es uns bloß die wirtschaftliche Sicherheit zu gefährden schien. Es muß ein Ventil der Empörung geschaffen werden! Der Oberste Gerichtshof ist nicht weit genug gegangen, als er erlaubte, ein Blatt straflos Hundsbblatt zu nennen. Brachiale Vergeltung muß in einem Fall erlaubt sein, in dem uns mitgeteilt wurde, daß die Männer aus Nagy—Körös und Husiatyn kondoliert haben. Brachiale Vergeltung ist unwirksam und uninteressant, wenn sie jener übt, dessen Ehre von einer Zeitung verletzt wurde. Die Ehre mag ein Weilchen noch — als Kinderspiel für Gesetzgeber — »Rechtsgut« bleiben und sie mag nach Herzenslust überschätzt werden: ihr Schatz wiegt nichts neben den hundertmal heiligeren Kulturgütern, die von jedem Atemzug der Tagespresse beleidigt worden, nichts neben der Reinheit der Luft, die ein einziges Morgenblatt vergiftet. Ehre kann jeder Trottel haben; nur wenn sie von einem größeren Trottel verletzt wurde, sollte sie sich wehren dürfen. Es ist ganz gleichgültig, ob einer in der Presse beleidigt wird, und es kann Feigheit sein, eine solche Beleidigung mit physischer Gewalt zu rächen. Aber es ist wertvoll, eine allgemeine Schmach so unerträglich zu finden, als ob man allein von ihr betroffen wäre, und es ist heroisch, für ein allgemeines Interesse seine Person gegen eine Person einzusetzen. Und wahrlich, im Fall der Männer aus Husiatyn und Nagy—Körös ist jeder von uns beteiligt! In welcher geistigen Atmosphäre leben wir, daß man uns dergleichen ungestraft bieten kann? Das geschriebene Wort reicht längst nicht mehr aus. Seine künstlerische Form schadet nur seiner ethischen Wirkung. Gegen das Wort des Journalisten, das bloß den gemeinen Inhalt und darum keine Form hat, kommt nur die Faust auf. Die Leibeigenschaft, in die uns der Liberalismus gebracht hat, ist weiß Gott die schlimmere. Es ist Geisteigenschaft, in der das Volk, in der die Höchsten selbst zu Füßen eines Machthabers liegen, dessen Kulturfeindlichkeit durch den Mangel an Tradition umso heftiger und durch den Schein einer Kulturliebe umso gefährlicher ist. Ein neuer Typus von Tyrannenmörder wird entstehen. Mindestens werden sich beherzte Männer finden, die während einer Artikelserie über den Männergesangsverein, nach einem Feuilleton des Herrn Paul Goldmann, während einer Enquete über das Recht des Nichtrauchers, nach einem Concordia-ballbericht, nach der fünfhundertsten Aufführung der »Lustigen Witwe«, bei Blatterngefahr, während der Kondolenzen beim Ableben eines Herausgebers, in Hochzeitsjubel und bei Trauerklagen, in die Redaktion hinaufgehen, den nächstbesten Kerl, dessen sie habhaft werden können, schütteln und ihn fragen, wie er das mit Herrn Ackerl auf der Amerikareise gemeint habe, oder ob es ihm damit ernst sei, sämtliche Schmarotzer aufzuzählen, die bei einem Gschnasfest anwesend waren, oder ob er es aufrecht halte, daß die Herren Farkas Steiner und Jakob Pocker kondoliert haben. Und ehe noch eine entschuldigende Antwort erfolgt, müßten rechts und links Ohrfeigen sausen, daß die Rotationsmaschinen beschämt innehalten ... Es sollte doch mit dem Teufel zugehen, wenn wir nicht so gegen den Mist, den sie aufwirbeln, endlich unser Geistesleben zu schützen imstande wären! ...

Karl Kraus.



Die Sensationspremiere.

Ich höre; daß sich im Theater an der Wien gegenwärtig eine Affenschande von Julius Bauer mit Musik von Lehar, unter dem Titel »Der Mann mit den drei Frauen« vollzieht. Ich habe es nicht erlebt und wünsche, daß mir für den Rest meiner Erdentage erspart bleibe, dergleichen zu erleben. Ich höre, daß sich die Leute zu den Aufführungen drängen, weil jeder zuhause erzählen will, was heute auf der Wiener Operettenbühne möglich ist. Die 'Neue Freie Presse' hat Texte von »volksliedartiger Schlichtheit und lyrischer Liebenswürdigkeit« aus dem Werk zitiert. Mir klingts noch in den Ohren:

Lulu — lulu — lullt ihn ein,
Träumen laßt ihn süß und fein.

Eine ähnliche Stimmung hat Goethe in seinem »Über allen Gipfeln ist Ruh« nicht herausgebracht, wenigstens ist es sicher, daß die Kommis, die in der liberalen Presse die »Renaissance der Wiener Operette« bejubeln, dies nie zugegeben hätten. Das eine aber kann ich sagen: Wenn ich noch einmal in einem Referat über ein Werk des Herrn Julius Bauer die Worte »Witzkrösus« oder »Pointen—Vanderbilt« lese, werde ich indiskret und plaudere die Witze aus, die darin vorkommen. Darin verstehe ich nämlich keinen Spaß. Wenn man uns immer wieder versichert, Herr Bauer habe sich »als Meister des Situationsscherzes erwiesen«, reißt einem schließlich die Geduld, und man wird dazu förmlich gezwungen, zu verraten, daß Herr Bauers Bühnenhumor Situationen eigens erfindet, um die schäbigsten Kalauer möglich zu machen, die man in keiner anständigen Börseanergesellschaft erzählt. Wenn Herr Bauer es sich herausnehme, bei einer Hochzeit im Hause Taussig zu behaupten, »ein weibliches Wesen« dürfe sich nicht »mit einem Manlichergewehr« umbringen, entstände eine Verlegenheitspause. Im »Armen Jonathan« wird eine Situation daraus. Wenn Herr Bauer bei einer Tafel zu erklären wäge, ein Buch, das man einem nachwirft, sei ein »Nachschlagewerk«, nähme der Hausherr in Ermangelung eines Buches einen andern schweren Gegenstand in die Hand. Im »Hofnarrn« wird eine Situation daraus. Der arme Jonathan muß früher Tierbändiger gewesen sein, damit er dann dem Publikum erzählen kann, er habe »den Bestien seiner Zeit genug getan«, und was der Hofnarr — der in der Operette und der des Herrn von Taussig — alles anstellen muß, um einen Kalauer anzubringen, das grenzt schon ans Verbrecherische ... Viel Schmach ist seit den großen Tagen der Operette von tantiemengierigen Stümpfern der Wiener Vorstadtbühne angetan worden, — keine ärgere als von Herrn Julius Bauer, dessen Humorarmut bloß in der spottbilligen Form des Heine'schen Verses ein wenig schimmert, aber auf die Bühne so wenig paßt wie ein boxendes Känguru auf einen Sportplatz. Was ich vor neun Jahren über den Versuch, »Adam und Eva« mit gehirnöden Buchstabenwitzen aus dem Paradies zu vertreiben, gesagt habe, ist der Notizenbande länger im Ohr geblieben als die Musik des Herrn Charles Weinberger, und ich bemerke zu meinem Vergnügen — soweit ein solches Gefühl nach einer Novität des Herrn Bauer über-

haupt noch aufkommen kann —, daß sich die Frechheit um einen Grad herabgestimmt hat. Immerhin ist der Terrorismus jener Mächte, die dem Publikum Druckerschwärze in die Augen schmieren, noch arg genug. Trotz der Nähe des Naschmarkts, wo es faule Äpfel in Fülle gibt, riskieren die Beherrscher des Operettenmarkts das Menschenmögliche, und ich weiß nicht, ob die Direktoren des Theaters an der Wien, wenn sie ganz unter sich sind und bestimmt niemand zuhört, einander zu versichern wagen, daß ein Libretto des Herrn Bauer ein Schund ist. Herr Karczag, einer der beiden außerordentlichen Männer, ist nach Ungarn zuständig. Aber was nützt das, wenn das Gesetz nur das Hasardspiel und nicht die Aufführung von Operetten meint? Auch der Librettist des »Manns mit den drei Frauen« ist nach Ungarn zuständig. Auch die Kritiker sind nach Ungarn zuständig. Wenn man sie alle zusammen ein einzigesmal bei einer Partie Klabrias erwischen könnte, hätte der ganze Jammer unseres Theaterlebens ein Ende.

Karl Kraus.

* * *

(Eine Verwahrung.) »Herr Lehár teilt uns mit, daß er bei seiner Reise nach Berlin mit *Girardi* wegen eines Auftretens im Theater an der Wien nicht verhandelt habe, sondern direkt mit *Christians* in Unterhandlungen getreten sei, die zu dem schon bekannten Abschlusse führten, daß somit das Engagement *Christians'* nicht als Notbehelf, sondern als Zweck seiner Mission anzusehen sei.« Herr Lehár hat vollkommen recht gehabt. Man wird an *Girardi* herantreten, wenn man einen *Christians* haben kann!

* * *

Die Kritik ist die letzte Instanz des Schauspielers. Mein Blick hat die Referate über die Wiederaufführung der »*Medea*« gestreift. In der 'Neuen Freien Presse' steht: »Herr Reimers gab dem schwankenden Jason einen Zug in das Männlich—Entschiedene«. Und im 'Neuen Wiener Journal' steht: »Der Jason des Herrn Reimers ist etwas konventionell geraten. Jason ist doch vor allem der kühne Held sagenhafter, unerhörter Abenteuer, eine erobernde Kraftnatur, voll von Augenblicksinstinkten und Begierden., kein schwankender Konfliktsmensch, der sich lange von Skrupeln quälen läßt.« — Man kann auf die nächste Vorstellung der »*Medea*« gespannt sein. Vorläufig weiß Herr Reimers nicht, ob er als kraftvoller Jason gut oder als schwankender Jason schlecht war. Aber wir können Überraschungen erleben.

* * *

Ein Vertreter der 'Zeit' hat *Sonnenthal* über den verstorbenen *Krastel* interviewt. Hierbei ereignete sich der folgende Zwischenfall:

»*Sonnenthal* blickt durch das Fenster hinaus über die Baumwipfel im Garten hinweg in die Ferne und zurück in die Vergangenheit, da er mit *Krastel* gewirkt.«

* * *

Ein Sieg der freien Forschung!

»Der Ärztliche Verein im ersten Bezirk, als dessen Präsident Professor Königstein, als Vizepräsident Professor Finger fungieren, veranstaltete einen außerordentlich gelungenen, von zahlreichen Professoren und Ärzten besuchten Vergnügungsabend ... Die burleske Oper 'Adihaxes und Odibraces' wurde mit großer Verve aufgeführt ... Den medischen König Hadrawachl sang ... Alle poetischen und musikalischen Darbietungen wurden mit herzlichem Beifall aufgenommen; letztere bewiesen neuerdings, daß Wien — trotz der Zeiten Not — die Stadt der Ärzte geblieben ist, welche in freien Stunden mit virtuosen Mitteln der Frau Musika huldigen.«

Mit diesem Ausblick in eine freudige Zukunft schließt der Bericht der 'Neuen Freien Presse'. Mag das Dunkelmännertum noch so heftig gegen die medizinische Wissenschaft ankämpfen, solange sie unter dem Protektorate des Königs Hadrawachl steht, ist keine Gefahr. Aber auch der Klerikalismus hat einen Sieg errungen. In eben derselben Spalte kann die 'Neue Freie Presse' melden, daß »die Direktion des Intimen Theaters das Aufführungsrecht des fünfaktigen Trauerspiels 'Johann Philipp Palm' von Dr. Alfred Ebenhoch, dem derzeitigen Ackerbauminister, erworben« hat. Die Ärzte führen — trotz der Zeiten Not — Adihaxes und Odibraces auf, und ein klerikaler Minister leitet die Proben im Intimen Theater. Wie schwer wird einem in Österreich die Wahl der Widerwärtigkeiten! Man gehe, wo man will, man gerät immer zwischen die Puffer der Dummheit.

* * *

Unter den Antworten, die ein Berliner Blatt auf seine Rundfrage über Richard Wagner erhalten hat, findet sich die eines echten Künstlers und die eines echten Reporters. André *Gide* schreibt:

»Ich verabscheue Wagners Person und sein Wort. Mein leidenschaftlicher Widerwille hat sich seit meiner Kindheit nur noch vertieft. Dieses erstaunliche Genie spendet weniger Entzückung, als es zermalmt. Vielen Snobs, Literaten und Dummköpfen hat er erlaubt, zu wännen, sie liebten die Musik, und einige Künstler in den Irrtum versetzt, Genie sei zu erlernen. Deutschland hat vielleicht nie etwas erzeugt, das zu gleicher Zeit so groß war und so barbarisch.«

Herr Georg *Brandes* schreibt:

»Der Widerstand gegen Wagner war in Dänemark niemals stark und ist jetzt ausgestorben. Seine Opern werden als die Hauptoperen der königlichen Bühne in Kopenhagen betrachtet, obwohl die Ausführung sich nur ausnahmsweise über ein respektables Mittelmaß erhebt.«

* * *

Ein *Nachtrag*. Der gute Graf Reventlow verteidigt ihn gegen den »Vorwurf der Manieriertheit des Stils«: Dieser treffe nicht zu, »denn er schreibt, wie er spricht und wie er ist«. In Deutschland ist man auch sonst vielfach dieser Ansicht. So schrieb zum Beispiel — unter den zahllosen Blättern, die sich mit meiner Erledigung des Herrn Harden befaßten — das 'Leipziger Tageblatt' die folgende Einleitung zu einem Auszug aus meiner Schrift:

»Glücklicherweise gibt es unter gebildeten Deutschen, ja sogar unter einigen deutschen Schriftstellern Leute, die ein Heft der Harden'schen 'Zukunft' nicht ohne einen nervösen Ärger in die Hand nehmen, weil sie sicher sein können, darin wieder einen langwierigen Artikel ihres Herausgebers in einem verlogenen ver-gewaltigten Deutsch zu finden. Wenn die Kunst, aus dem Stil eines Schriftstellers auf sein Temperament, seine Wahrhaftigkeit, seine seelische Energie einen Schluß zu ziehen, bei uns mehr ge-übt würde, so wäre man sich über den Charakter Hardens nicht erst durch sein Verhalten während des Moltke—Harden—Prozes-ses klar geworden. Das Traurige am Fall Harden ist, daß der Stil der 'Zukunft' den Stil des halben gegenwärtigen deutschen Schriftstellertums infiziert hat. Man findet ihn bei hundert Journa-listen wieder; es wird keine neue Zeitschrift gegründet, in der nicht irgend ein Rückblick auf Theater oder Handel oder Politik in seinem Zeichen stände; ja er wirkt sogar auf die ernsthafteren Li-teraten ein, enthüllt sich hier freilich als Anfängerversuch. Eine Tatsache nicht mit einfachen Worten sagen zu wollen, nach Inver-sionen und Satzverrenkungen zu greifen, ist das erste Hilfsmittel eines nach Stil suchenden Autors: das Ungewöhnliche scheint die Besonderheit zu gewährleisten. Der Schriftsteller Harden ist nur in Deutschland mit seiner Gleichgültigkeit gegen Form möglich.«



Die Versuchung den jungen Prenberger.

Ferne war die Zeit, da die Herren von Babenberg auf dem Rücken des Kahlengebirges einen genügsamen Grafensitz bewohnten. Selbst das stattliche Herzogsschloß am Hof war bei weitem zu klein für den großmächtigen Haushalt, zu unbedeutend inmitten der wachsenden Stadt, und seine Räume standen leer, bis die Münzenpräger, denen das Haus zum Lehen gegeben war, neue Verwendung dafür finden würden. Der Herzog Leopold, den man den Glorreichen nennt, schaltete nun mit seinen Dienstmännern und ganzem Gesinde in der neuen Burg, der Hofburg zwischen Kärntner und Widmer-tor, aller Glanz war dem alten Hause entzogen und sollte nunmehr die Säle der neuen, festen Burg durchprangen. Da wohnte auch die Herzogin Theodo-ra, die Tochter des griechischen Kaisers Isaak Angelus in herrlichen Kementen mit mancherlei Erkern, mit Fenstern aus echtem Glas in Blei gefaßt, mit hohen Türen und venezianischen Spiegeln. Aber die geschliffenen Spiegel, die der Doge für das neue Haus geschickt hatte, taten ihr zuleide, daß sie ein immer noch schönes, aber nicht mehr jugendfrisches Antlitz zeigten; sie lobte die Metallscheiben, aus denen ihr lachende Jugend zugejubelt hatte. In den eckigen und runden Erkern, deren Licht zur Hälfte verhängt war, mußte sie alleine auf den Pfühlen sitzen und ihres Gemahles gedenken, der in Tulln, in Mödling und wo es sei jagte, und nicht auf Hochwild allein, die Herzogin aber unziemlich vernachlässigte. Das war früher anders gewesen, als er sie, die in

dunkler Glut seltsam erstrahlte, jahraus, jahrein wie ein feuriger Liebhaber, nicht wie ein Ehgemahl umfing. Um diese Zeit kam der Gebrauch des Safran auf, den ein österreichischer Ritter seiner Hulda als das edelste Geschenk des Ostens vom Kreuzzug mitgebracht hatte, und nun diente der König der Pflanzen der Herzogin, um ihren Lippen und Wangen erborgten Glanz und Duft zu verleihen, aber Theodora war unfroh und wünschte die Zeit herbei, wo man das Mittel noch nicht kannte und noch nicht brauchte.

Zu ihr ins Gemach trat Herr Walter von der Vogelweide, kein Jüngling mehr auch er, denn an der Schläfe war ihm die Locke ergraut und mancherlei Enttäuschung in sein Gesicht gegraben. Reisefertig kam er, in wallendem Mantel, die Fiedel auf dem Rücken, und bat die Herzogin, ihm Urlaub zu gewähren.

»Auch, ihr?« sagte die hohe Frau trübe und dachte daran, wie eine Saite von Walters Fiedel so viele Jahre lang Theodora ,geheißten und zu ihrem Ruhme erklingen sei, wie er vor ihr gekniet und mit Reinmar, der Nachtigall von Hagenau, den längst das kühle Grab deckte, um die Wette gesungen, die Gunst eines Lächelns zu erlangen:

Wohl mich der Stunde, da ich sie erkannte,
Die mir den Leib und die Seele bezwungen.
Seit ich die Sinne so gar an sie wandte,
Der sie mich hat mit ihr Güte verdrungen,
Daß ich gescheiden von ihr nicht enkann,
Das hat ihr Schöne und ihr Güte gemacht
Und ihr roter Mund, der so lieplichen lachet.

»Wird es denn wieder Mai werden, wenn Herr Walter fehlt, ihn zu besingen?«

»Herr Neidhart wird mich baß ersetzen«, sagte Walter, »es ist lange her, daß man ritterlichen Gesang hoch hielt am Hofe zu Wien; nun singt man rinderlich, der dörpische Bauer gilt mehr als Unsereiner.«

»Wohin wollt ihr euch wenden?« fragte die Herzogin.

»Ich denke, daß ich den Hof des Königs Arthus suchen werde«, erwiderte der Minnesänger und blickte träumerisch ins Leere.

»Mögt ihr ihn finden, Walter. Aber man sagt, daß meine ungefügen Söhne euch von Wien vertreiben.«

»Mag sein auch das«, sprach der Ritter; »ich weiß nicht, wie eurem Schoße so wildes Blut entsproßen konnte.«

»Was weißt du von komnenischem Blut?« sagte schnell die Herzogin, die sich seltsam verfärbte.

Der Ritter lächelte; »Eine Rose ohne Dornen, eine Taube ohne Galle seid ihr.«

»Wie wenig du mich kennst, Walter; keiner kennt mich hier. Mörder sind meine Ahnen, Mörder meine Kinder und ich könnte fromm sein wie ein Lamm? Eifersucht verzehrt mich und wüßt ich, wie den Herzog mir zu gewinnen, ich scheute nicht das Blut von reisigen Männern, von Kindern, von Frauen zu vergießen.«

Walter schwieg betroffen eine ganze Weile. Dann sagte er: »Wenn ich mit einem Rate einen Teil der Güte entgelten kann, die ihr mir, vielerlei Frau, stets erwiesen, so ist es der: machet den Herzog eifersüchtig. Lasset ihn Nebenbuhler fürchten in eurer Gunst.«

»Wer wird wagen, die Augen zu mir zu erheben?«

»Der, dem ihr Gunst gewährt.«

»Der wagt sein Leben.«

»Er wird es wagen.«

»Ihr vergeßt, Herr Walter, daß ich meine Enkel auf den Knien wiege.«

»Ihr seid schön, Frau Herzogin.«

»Nun so schickt mir einen, der für mich sein Leben wagt, wofern ihr an der Tafelrunde des Königs Arthus einen treffet. Ich will ihn an der Narrenkappe erkennen.«

»Ihr sollt ihn daran erkennen, daß er euch meinen Gruß bringt«, sagte Herr Walter ernsthaft, beugte sein Knie und ging. Als er durch den Kirchhof von Sankt Michael schritt, der damals neu und mit wenig Gräbern bestellt war, so daß er einer Wiese glich, die im Herbst vergilbte, erblickte er den jungen Prenberger, den Edelknaben der Herzogin, der stand da, in seinem eng anliegenden rechts roten, links grünen Gewande, kehrte Herr Walter den Rücken und schien sehr versunken. In Händen hielt er einen Halm, den maß er mit der Breite seiner Daumen aus und zählte dabei und, wenn er ausgemessen, begann er wieder aufs neue und wurde immer zufriedener. Endlich warf er das kleine Stroh weg und wendete dem Ritter, der ihm heimlich zusah, ein helles Antlitz entgegen: »Viel Glück zum Liebesorakel«, sagte Walter, »wer ist die Auserwählte?«

Der Jüngling errötete und sprach: »Das ist ein glückliches Spiel, Herr Walter, daß ich euch treffe; ich brauch ein Lied, ein Lied von Treue bis in den Tod, und wenn ihr mir eines geben wollt, soll mirs auf einen Byzantiner nicht ankommen.«

»Lieder von mir sind nicht mehr zeitgemäß in Wien. Es wird dir mehr Ehre gewinnen, wenn du dir den kleinen Finger abhackst, wie der Lichtensteiner tat und ihn deiner Edelfrau sendest; denn ich vermute, daß du dich nicht in ein Weibsbild von niederem Stande vergafft hast.«

»Vom allerhöchsten Stande«, platzte der junge Prenberger heraus. Walter blickte ihn von der Seite an und sagte: »Gut denn; aber damit die Weise recht sei: wie sieht die Fraue aus?«

Der Edelknabe schilderte mit feurigem Herzen eine Himmelsgestalt, und Walter merkte wohl, daß er die Herzogin selber aus dem Glorienscheine dieser Verklärung lösen müsse. Der Prenberger war seit zwei Jahren stets um sie, sie lehrte ihn und zwei andere Edelknaben Katechismus und Frauendienst, aber der Prenberger war der älteste, die anderen zwei waren Kinder und wie er so an langen Winterabenden und verregneten Sommertagen zu ihren Füßen saß und in ihm drängender Frühling war, da hätte seine mütterliche Freundin noch einmal so alt und gänzlich verblüht sein mögen, so wie sie in Wirklichkeit im matten Glanze der letzten Triebe stand: der Prenberger hätte sie dennoch geliebt. Das erkannte Herr Walter, sagte aber nichts dergleichen, sondern meinte nur, wenn es eine hohe Dame sei, sei die Gefahr dieser Liebe groß und ob der Prenberger dies bedacht habe.

»Wenn ich wüßte, daß der Strohalm, den ich maß, die Wahrheit sprach«, sagte der Edelknabe, »wenn ich in Gunst bei ihr stehe, dann ist kein Tod für mich fürchterlich.«

Unter solchen Gesprächen schritten sie miteinander über den vielfach winkeligen Kohlmarkt, zwischen den schmalbrüstigen Häuschen, die so spitzgiebelig waren, daß das Dach wohl zweimal so hoch war als der ebenerdige oder einstöckige Grundbau, die hölzernen Sohlen der Schnabelschuhe knirschten im Schotter, aus dem allenthalben Gras emporwuchs, und aus den Fenstern von allen Seiten schmetterte fröhlicher Gesang von Amsel, Drossel und Fink, die da in ihren Käfigen saßen, daß man eher vermeinte im grünen Wald als in der Stadt zu sein. Als sie aber in den alten Teil der Stadt kamen,

unter die Lauben, wo die geschäftigen Bürgersfrauen ihre Einkäufe besorgten und das Getöse von Ausrufem und anderem lärmenden Tagwerk groß war, da grüßten viele den edlen Sänger und war bald ein Haufen hinter ihm her und auf dem hohen Markte sammelten sie sich um ihn, weil gerade der Stadtrichter die Schranne ¹ verlassen hatte und das Volk noch da stand, das den Sprüchen zu lauschen pflegte. »Singt uns eins, Herr Walter«, riefen sie. Walter stieg die Stufen zur Marktschranne empor und blickte über die fröhliche Menge, die voll Erwartung zu ihm emporsah. Es wärmte ihm in die Seele, daß er in ihren Herzen so gute Geltung hatte und er fragte: »Was soll ich singen?«

»Den Pfaffentrutz!« schollen hundert Stimmen für eine. Der Singer nahm die Fiedel von der Schulter und sang.

Ahi, wie christenliche der Papst unser lacht
Swenn er seinen Wällischen sagt, wie ers da hab gemacht:
Ich habe zwei Almannen unter einer Krone gebracht,
Daß sie im Reiche stören, brennen und wasten,
Alldieweile fülle ich meine Kasten.
Ich habs am Opferstock gemerkt, ihr Gut wird alles mein,
Ihr deutsches Silber fährt in meinen wälschen Schrein,
Ihr Pfaffen esset Hühner und trinket Wein
Und laßt die dummen deutschen Laien — fasten.

Die Leute lachten; sie spürten nicht viel vom Hader der Gegenkönige, der das Reich zerfleischte, sahens von Ferne und konnten lachen. Nur ein paar Schotten, die gerade vorüber gingen, blickten zornig auf den Sänger, denn mit solchen Trutzliedern hatte Walter schon viel Volk des Papstes Gebot überhören lassen. Der Ritter verlor sich in der Menge, nur der junge Prenberger heftete sich an seine Sohlen, denn er wollte das Liebeslied haben, um es auf irgend eine geschickte Art der Herzogin heimlich zuzustecken. Eine Weile schritten sie schweigend nebeneinander her und waren beim Stadttor angelangt, als Walter stehn blieb und sprach: »Wenn du die Herzogin wieder siehst, dann sag ihr, Herr Walter von der Vogelweide sende ihr durch dich seinen Scheidegruß, und dem Lied sollst du haben, wenn du es brauchst, aber Verwegenheit ist besser als der kräftigste Spruch. Damit leb wohl!« Sprachs und verschwand im dunkeln Torbogen. Er sehnte sich nach der Freiheit des Waldes und wiewohl er dörfische Weise am Hofe haßte, war ihm in Anger und Ried dörfische Weise genehm, wenn höfischer Zwang und Tücke ihn erdrückte.

Der junge Prenberger wanderte wieder stadtwärts und obwohl er in Gedanken ziellos fürbaß schritt, trugen ihn seine Füße zur Hofburg. Es war später Nachmittag, als er über die Zugbrücke ging und die wohlbekanntem Gemäcker der Herzogin aufsuchte. Denn er hatte in Walters Scheidegruß einen Vorwand gefunden und sonst brauchte er nichts. Er fand die Herzogin dabei, wie sie Granatapfelmuster in Samt webte, die aufgesprungenen Äpfel waren von goldenen Rosenblättern eingefast und das Ganze sollte ein Meßgewand werden für ihr liebes Kloster Heiligenkreuz. Sie blickte ihren Edelknaben freundlich an: »Was bringst du Neues?« Der junge Prenberger, der beim Klange ihrer Stimme Herzklopfen bekam, mochte sie noch so Gleichgültiges reden, sagte: »Wohledle Frau, der Ritter Walter von der Vogelweide sendet euch durch mich seinen Gruß.« Theodora erhob ihre schwarzen Augen und senkte sie in die des Edelknaben, um sein Innerstes zu erforschen; und wenn nicht die Dämmerung schon zu grau und wenn der Prenberger nicht gar so sehr von seinem verwirrten Selbst erfüllt gewesen wäre, dann hätte er sich

1 Markthalle

über die Purpurwelle verwundert, die der hohen Frau bis zur Haargrenze stieg. Theodora sah, daß der Edelknabe von der Bedeutung des Grußes nichts wußte, aber sie hatte bis dahin nicht darauf geachtet, ob der Prenberger, dessen Mutter sie hätte sein können, sie liebe oder nicht. Diesmal als er, der den forschenden Blick nicht länger ertragen konnte, niederstürzte und mit seiner Stirne ihren Pantoffel berührte, fühlte sie mehr mütterliche Zuneigung zu diesem halben Kinde, als daß sie der Lage gerecht werden konnte, die Walter meinte; sie legte dem Prenberger die Hand aufs Haupt und fragte ihn wie scherzend, ob er sein Herz verloren habe, was er nur flüsternd bejahte und sonst nichts zu sagen wagte. Darauf fragte sie, ob er denn der Gegenliebe gewiß sei und er sah sie an und sagte: »Ich habe einen Halm ausgemessen, und wenn ich seinem Spruche Glauben schenke, dann« — er stockte — bin ich nicht aller Hoffnung verlassen«, stieß er mit dem Aufgebot seines ganzen Mutes hervor und erschrak über seine Kühnheit. Wer mag ermessen, was in der Herzogin vorging? Sie war gerührt, sie nahm sein Haupt in ihre Hände und küßte ihn auf die schwellenden Lippen. Und da dieser Kuß, von dem niemand weiß, wie er gemeint war, nicht von einem Kinde empfangen wurde, wie er vielleicht nicht so ganz mütterlich gegeben wurde, stand die Herzogin schnell auf von ihrem Sitze und verließ das Gemach. Der junge Prenberger blieb allein wie geistesverwirrt mit aufgerissenem Mund und Augen, dann begann er im Zimmer umherzuspringen, daß die Schellen an seinem Knieband nur so klingelten, schlug Purzelbäume über die Diele und rannte aus dem Hause, um Händel zu suchen.

Es geschah kurz nach dieser Zeit, daß der Herzog einen Ruf an die Bürger ergehen ließ und gleicherweise an alle ritterlichen Vasallen im Lande, sie möchten sich an einem bestimmten Abend im neuen Schlosse zu einem großen Feste einfinden, das zu Ehren der ungarischen Gesandten gegeben wurde, damit diese ihrem Könige von der Pracht der österreichischen Hofhaltung erzählen könnten. Da zogen die Bürger nach Zünften geordnet und die Ratsmänner in schwarzseidenen Gewändern voran über die Zugbrücke, die Fackelträger erleuchteten, in ihres Herzogs Haus und führten ihre ehrsamten Ehefrauen an der Hand und brachten auch ihre mannbaren Töchter mit, deren weitfaltige Röcke die Füße völlig verbargen und mit der Hand beim Gehen zierlich emporgehalten wurden. Sie stiegen durch das Spalier der herzoglichen Lanzenträger zum großen getäfelten Festsaal hinan, wo die Adelsherren ihrer harrten und zumal die jungen Frauen freudig begrüßten, die sonst hinter den Spitztürlein der Stadthäuser vor Huldigung verborgen waren. Eine farbenprächtige Menge wogte im Saale und staute sich um die fremdländischen Gesandten mit der silberschnürten Brust und den gelben Reiterstiefeln. Unter Trompetenton trat Leopold ein und blickte wohlgefällig über die entfaltete Anmut und den Reichtum. Da gab's kein steifes Hofhalten, denn allsogleich begann ein Essen und Trinken nach des Herzogs Küche und Keller: Wildpret aller Art, tüchtige Rinderbraten und anderes Fleisch, weißes krustiges Brot, aber auch Marzipan und Honiggebäck für die Frauen. Solches und Wein aus Wälschland oder von den Grinzinger Rebengeländen holte man sich zwanglos selber von den langen Tischen, wo ganze Berge davon aufgehäuft waren, und jeder konnte satt werden. Dann huben die Pfeifer, Fiedler und Trommler ihr lustiges Handwerk an, das junge Volk drehte sich im Schleiftanz und nahm sich in acht, übermäßiges Herumschwingen oder gar gegenseitiges Umwerfen, wie es sonst vielleicht geschah, hier unter des Herzogs Augen zu vermeiden.

Es war aber sonderbar, daß bei dieser allgemeinen Festlichkeit die Herzogin Theodora fehlte. Seit länger denn einer Woche hatte sie sich für krank ausgegeben und in ihre Gemächer zurückgezogen, womit sie nichts anderes bezweckte, als den Herzog ihren Gemahl zur lang entbehrten Pflege seines Weibes zurückzuführen. Aber sei es, daß Regierungsgeschäfte überhand nahmen, sei es aus einem anderen Grunde, nämlich dem, daß der besonnene und grundkluge Leopold mit seinem unbändigen Nachwuchs unzufrieden war und seiner Gattin die Schuld für diesen fremden Tropfen im babenbergischen Blute zumaß, kurz er bekümmerte sich um Theodora auch dann nicht, als sie für krank galt, wodurch er sie außerordentlich erboste. Nun fragten aber die ungarischen Gäste nach der Herzogin und als sie von deren Unwohlsein vernahmen, baten sie, wenigstens im Frauengemach für kurze Zeit empfangen zu werden, um sich des Auftrages ihrer Königin, der an die hohe Frau persönlich ging, zu entledigen. Diese Botschaft gedachte Leopold seiner Gemahlin zu entbieten und wie er die Augen suchend im Saale umherschickte, drängte der junge Prenberger sich vor, der als der Herzogin Edelknabe wirklich der Berufenste für dieses Geschäft war, und ihn sendete der Herzog in den Frauenturm. Theodora sah von ihrem erheuchelten Krankenlager den Kerzenschimmer des Festsaales durchs Fenster und fiel aus dem tiefsten Elend in den stärksten Verdruß über des Herzogs Betragen. Sie dachte des Rates, den ihr Walter im Scheiden gegeben, und sah nicht, wie sie es machen sollte, denn Leopold beachtete sie gar nicht. Eine große Sehnsucht war in ihr, die sich in diesem Schlosse so ganz verlassen sah, sie sehnte sich nach ihrer Jugend, nach ihrer sonnigen Heimat. Und als der junge Prenberger ehrerbietig grüßend in das Zimmer trat, da war er ihr weit mehr als ein junger Fant, denn er brachte seine jugendliche Liebe mit, er machte sie selber wieder jung wie damals zu Konstantinopel, als die Jünglinge sie besangen. So kam es, daß die Spannung und Sehnsucht der Herzogin gleichwie ein Schwert über dem Haupte des Edelknaben schwebte, der seine Botschaft schwer genug hervorbrachte, denn ob er gleich nicht wußte, was bevorstand, konnte er einer ungeheuren und noch nie erlebten Erregung nicht Herr werden. Alle Kammerfrauen der Herzogin bis auf eine waren drüben beim Fest und nun erlaubte Theodora auch dieser letzten Zofe hinüberzugehen, die froh und leichtfüßig, enteilte.

Ein Paar in der Schwüle des ersten und des letzten Kusses blieb allein. Die Herzogin rief den Jüngling dicht heran. Sie setzte sich auf und fragte: »Mast du mir nichts zu sagen?« und der junge Prenberger sagte: »Ich liebe euch, Frau Herzogin« und als sie wie ermattet in die Kissen zurücksank, da wagte er, sie stürmisch zu umfassen. Es ist nun unmöglich, klärlich zu berichten, was weiter geschah. Nicht als ob sich ereignet hätte, was leicht anzudeuten ist, sondern gerade weil sich nichts dergleichen abspielte. Dies lag aber nicht an der Herzogin und auch nicht an dem Edelknaben oder wenn es dennoch an ihm lag, jedenfalls so, daß er nicht wußte, was in ihm vorging. Als nämlich die Gefahr am größten war, da verhütete eine höhere Hand einen Ehebruch, denn plötzlich, gänzlich unvermittelt erlosch das Feuer des Prenberger und blieb nur eine leichte Beschämung in dem Jüngling zurück, so daß er sich in geziemende Entfernung von der Herzogin Lager begab; Theodora, die weiter glühte, konnte nichts davon begreifen.

Dies alles dauerte geraume Zeit, während der Herzog und die Herren aus Ungarn einer Antwort harrten und Leopold überlegte, daß Theodora wohl Grund habe, über seine Kälte zu zürnen und daß er selber hinübergehn könnte, um nach seiner Gemahlin zu sehen. Und wirklich machte er sich allein auf

den Weg, den alle Dienstleute ihm ehrfurchtvoll frei ließen und öffnete die Tür und sah — nichts, was seinen Argwohn hätte erregen können; denn die Flammen in Theodoras Wangen schienen ihm Röte des Zorns, ließen ihn gewiß werden, daß er Unrecht habe, sie durch Gleichgültigkeit zu kränken. Der Prenberger verschwand mit der Schnelligkeit einer Eidechse aus dem Zimmer.

»Theodora«, sagte der Herzog, »nun erhebe dich, und deine Frauen mögen dich schmücken, daß du an meiner Hand hinübergehst und die Königin des Festes seist, wie dir gebührt«.

Und so geschahs. In königlichem Schleppgewande, das Diadem auf dem dunkeln Haupt, betrat sie spät mit dem glorreichen Leopold den Saal und brannte ein jugendliches Feuer in ihren Augen, daß der Herzog vermeinte, sie nie so schön gesehen zu haben.

Aber hernach ließ sie dem heiligen Anton eine Kapelle bauen.

Wien.

Fritz Wittels.



Ein Selbstmordmotiv.

Ich könnte mir ganz gut denken, daß einer unter der Einwirkung eines Feuilletons von Max Nordau oder Paul Goldmann zum Alkoholiker wird. Ich denke dabei nicht an die Möglichkeit einer Reaktion auf jene grauenvollste Nüchternheit, die einem da über das Gehirn weht. Nein, ich meine, daß es den Menschen dazu treibt, sich das Bewußtsein einer Schmach zu betäuben, und daß man in den meisten Fällen über ein großes Unglück nicht anders hinwegkommt, als dadurch, daß man sich dem Trunk ergibt. Nur in der Narkose kann man heute überstehen, was uns von den energischen Flachköpfen, denen die Kultur ans Messer geliefert ist, tagtäglich angetan wird. Ich werde mich zu Haschisch entschließen. Denn es ist mir viel lieber, ich sehe den Popo einer Huri in Mohammeds Paradies als das Gesicht des Herrn Paul Goldmann. Aber ich fürchte, es wird nichts helfen. Denn wenn ich mich schon vor ihm gerettet habe, wie schütze ich mich gegen Herrn Hugo Wittmann, der ihn lobt? Daß an einem Sonntag in der 'Neuen Freien Presse' eine Berliner Theaternachricht abgedruckt wird, in der es über ein Werk Gerhart Hauptmanns heißt: »Das neue Drama Hauptmanns ist nicht so schlecht wie seine Dramen aus den letzten Jahren«; es enthält sogar »einige hübsche Szenen«, deren Stoff »vielleicht zu einem Einakter ausreichen würde« — also gut, es ist traurig, aber darüber komme ich hinweg. Daß aber an demselben Sonntag in der 'Neuen Freien Presse' und dicht daneben ein Artikel erscheint, in dem uns nicht nur mitgeteilt wird, daß Herr Goldmann seine Feuilletons zu einem Buch gesammelt hat, nein, in dem gesagt wird, Herr Goldmann gehöre »zu den wenigen Kritikern deutscher Nation, auf deren Stimme man hören muß«, das kann uns wirklich noch um den Rest der Lebensfreude bringen, den uns die 'Neue Freie Presse' bisher in jenem Erbarmen, dessen auch die wildeste Bestie fähig ist, gelassen hat. Was sollen wir tun, wenn uns über Herrn Goldmann gesagt wird: »Noch in späten Jahren wird der Literarhistoriker diese drei Bände zur Hand nehmen müssen, wenn er sich über die Entwicklung der

deutschen Bühne am Ende des neunzehnten und am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts wird unterrichten wollen, und wenn ihm daraus der lebendige Nachhall eines verschollenen Tages entgegentönt, so wird er auch das Urteil eines Kunstrichters darin finden, der sich vom Tage niemals unterjochen ließ, sondern gegen alle Launen und Moden des Zeitgeschmacks in stolzer Unabhängigkeit zu verharren wußte.« Was sollen wir tun, wenn uns von den Geräuschen der geistigen Verdauung eines der hartleibigsten Kunstphilister gesagt wird: »Bekannte Töne sind es, die unser Ohr berühren, und doch wirken sie, als erklängen sie zum erstenmal. Hat man diese Blätter einzeln gelesen, wie sie der Tag einst herbeigeweht, so gewährt es nun einen höchst feinen Genuß, sie im Zusammenhang nochmals durchzukosten und diesen Zusammenhang aufzudecken.« Wir wollen uns gerade schön bedanken, da werden wir noch aufgefordert, das »geistige Band«, das die Aufsätze des Herrn Goldmann verbinden soll, »in seiner Festigkeit zu fühlen und zu prüfen«. Ja, tun wir das, — und man zeige mir den Mann, der nicht sofort den geistigen Bandwurm agnoszierte, wie er feuilletonweise herauskommt. Es könnte aber auch ein echter Zwirnsfaden sein, und welchem lebensüberdrüssigen Leser wäre es nicht bekannt, daß man sich auch mit einem Zwirnsfaden erdrosseln kann? Wenn man zum Beispiel liest, daß eine der bedeutendsten Wahrheiten des Herrn Goldmann jene sei, die er über die modernen Dramatiker ausgesprochen hat: »Sie wissen nichts von den Ideen und Problemen der Zeit«, nichts »von Klerikalismus und Antiklerikalismus, vom alten, nie beendeten Kriege zwischen dem freien Gedanken und der Macht der Kirche«, nichts »vom Kampfe der Frau für ihre Rechte, ihre Freiheit«; sondern sie schreiben Glashüttenmärchen ... Daß solch ein Flachkopf nicht spürt, daß im Glashüttenmärchen eines Gerhart Hauptmann mehr von den Problemen der Zeit enthalten ist als in solch einen Flachkopf hineingeht, braucht einen nicht aufzuregen. Auch nicht, daß er in einem Drama Wedekinds den »Kampf der Frau für ihre Rechte« vermißt, den er in einer Rede des Fräuleins Fickert unfehlbar spüren würde. Aber das Fürchterliche ist, daß sich im Nu ein anderer Flachkopf findet, der derlei Erkenntnisse vor einer Öffentlichkeit von Hunderttausenden lobpreist, so daß die Verflachung der Köpfe chimborassoartige Dimensionen annimmt. Als ob es nicht genug Esel gäbe, die schon vor Herrn Goldmann der Ansicht waren, daß der Dramatiker Ohorn, der wirklich etwas »von Klerikalismus und Antiklerikalismus« weiß, ein größerer Geist sei als Gerhart Hauptmann. Und Herr Kadelburg ein besserer Moralist als Wedekind. Denn, »wenn gesunde Sinnlichkeit in schwüle Erotik ausartet«, ruft der Verehrer des Herrn Goldmann, »verhüllt sogar ein so frei und unabhängig denkender Mann, wie er, sein ...«. Ja, was denn? Das Wort ist im Druck der 'Neuen Freien Presse' tatsächlich nicht herausgekommen. Die Setzer haben die Leere ausgedrückt ... Sie können sich helfen. Was aber sollen wir tun? Uns versagen die Narkotika. Das geistige Band her, das die Aufsätze des Herrn Paul Goldmann verbindet! Auch mit einem Zwirnsfaden kann man sich umbringen!

Karl Kraus.

In diesen Tagen erscheint der erste Band der *Ausgewählten Schriften von Karl Kraus: "Sittlichkeit und Kriminalität"*, im Verlag der Buchhandlung L. Rosner, Wien und Leipzig, und in rascher Folge wird sich der zweite Band (in zwei Teilen): *"Kultur und Presse"* anschließen.

Dieses Sammelwerk, das in den folgenden Jahren seine Fortsetzung finden wird, bedeutet nicht etwa eine mechanische Aneinanderreihung in der 'Fackel' erschienener Aufsätze des Autors, sondern stellt sich als eine Leistung dar, die in der vollständigen Umarbeitung fast jeder Zeile, in der Konser-
vierung und Gruppierung all dessen, was aus der Umklammerung des Tages-
interesses als bleibender Wert gerettet werden konnte, einer völlig neuen Ar-
beit gleichkommt. Auf sie hat der Autor und Herausgeber für jeden, der ihm
etwas der Art zuerkennt nicht weniger Kraft und Kunst verwendet, als wenn
er die tausend Seiten, die sie vorläufig umfassen wird, aus neuen Anregungen
neu zu schaffen gehabt hätte. Erst in dieser Form wird die Leistung, die in
neun Jahrgängen der 'Fackel' geborgen und unter dem Schweigen der Maßge-
benden und dem schmerzlicheren Zuspruch eines grob gegenständlichen In-
teresses begraben war, zu neuem Leben und zu ihrer eigentlichen Würdigung
gelangen. Diese Ausgabe ist für jeden bestimmt, der sich einen Freund der
'Fackel' nennt und nach ihren Heften nicht in jener stofflichen Spannung ge-
griffen hat, auf die der Herausgeber nicht nur verzichtet, sondern um deren
willen er auch auf einen Leser verzichtet.

Zur Bestellung dieser Gesamtausgabe wird aufgefordert, wer so viel in-
nere Teilnahme für die Ziele der 'Fackel' hat und so viel literarisches Ver-
ständnis für ihre Mittel, daß er das Werk in jener letzten Fassung nicht miss-
en möchte, von der der Autor glaubt, daß sie sein Wollen und Können erst
vorstelle. Sie bedeutet den Rahmen, in dem das satirische Zeitbild ethischer
und vor allem geistiger Korruption den Kenner der 'Fackel' erst ansprechen,
und den andern auch ohne die geringste Voraussetzung stofflichen Miterle-
bens fesseln wird.

Sittlichkeit und Kriminalität, I. Band der Ausgewählten Schriften,
broschiert K 7.20 = Mk. 6.—
Ganzleinen K 8.70 = Mk. 7.25
Kultur und Presse, II. Band der Ausgewählten Schriften,
broschiert 2 Teile à K 4.— = Mk. 3.50
Ganzleinen K 5.50 = Mk. 4.75
beide Teile in einem Band K 7.20 = Mk. 6.—
Ganzleinen K 8.70 = Mk. 7.25

Bestellungen auf die bei L. Rosner, Wien und Leipzig, erscheinenden
Werke nimmt jede Buchhandlung, sowie der Verlag der 'Fackel' entgegen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.